

38] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

In Reihen standen die Männer dann an den Hauswänden entlang, wo nur ein Schattenfleck sich bot. Das intensive Sonnenband der Straße, wo der Verkehr auf dem Fahrdramm wimmelte, braunte in ihre Kontorangen, die stets unter künstlicher Beleuchtung arbeiteten; und sie verspürten ein Schwindelgefühl unter dem Gutrand. Zuletzt kamen dann Zwerchfellkrämpfe und Magenschmerzen, und stöhnend hasteten sie in Hotels und Wolfenkräuter. Später mußten ein paar Glas trockenen Whistys mit Pepsin, Chinin, Absinth oder Heidelbeereextrakt ihnen über den Nachmittag weghelfen. Und die Abende, wenn die ganze Stadt nach saurem Bier roch, verbrachten sie auf einer Hausstaffel, mit einer Maispfeife oder einem Stück Kautabak und einer großen Wasserkanne voll Bier.

Drinne im Kontor surrte über jedem Bult ein kleiner elektrischer Ventilator, daß kleine, blaumweiß Springsunken um die Kontaktachse hüpfen. An der Decke schweben ebenfalls Ventilatoren, und der Mosaikfußboden wurde mit Essigwasser angefeuchtet. Aber wenn auch die Luft abgekühlt war, so drangen die Verwesungsdünste herein, im Süden aus dem Blutumpf, im Westen von den Fabrikabfällen, dem Schmutz der Armeleuchenhöhlen und den Abfallhäufen der Brärie. Von Norden her kamen die Kloakengestänke des Flusses, und von Osten her Schlammgerüche, wie aus einem Delta; denn der größte Teil des Michiganufers war nicht eingepfählt. Und wenn man diese schreibenden, rechnenden, lesenden und aufzeichnenden Gestalten betrachtete, so wandelten sie sich nach kurzer Zeit vor dem Auge zu Skeletten. Die ungesunde Gesichtsfarbe, die schlaffen Züge, die stumpfen Augen oder hektisch glühende Blicke, die Hände mit einem Gewimmel von blauen Adern in einer weißen, feuchten Haut, die knochigen Achseln und eingedrückten Brustkörbe sagten ein baldiges Ende voraus. Und dann würden sie ebenso rasch aus dem Weg geschafft, ersetzt und vergessen sein wie überfahrene Straßenbunde und totgeschlagene Staken, an denen die fetten Ratten und Millionen von Massliegen der reichen Kompoststadt Leichenorgien feierten.

Ein gewaltiges, staubweißes Automobil, mit Laternen, Scheinwerfern und sorgsam eingehüllten Ersatzteilen, mit Reifekörben und wachstuchüberzogenen Seidenpolstern, mit heruntergeschlagenen und aufgerollten Berdedelern hielt vor dem Hauptportal der Kenyonlinie. Das langgestreckte Borderteil, das nach Norden wies, trug über dem Schild der Fabrikmarke zwei in den Messingbeschlag eingehämmerte, gekreuzte Flaggen — das berühmte, nautische Wahrzeichen der Firma.

Es war zwei Uhr. Sämtliche Schreiber, Chefs und auch die zwei Agenten waren vom Lunch zurückgekehrt. Mr. Ranch setzte in einer etwas nebelhaften Rede aneinander, daß, da alle anderen größeren Linien, einem stillschweigenden Ueber-einkommen nach, ihre Schiffe mit Namen tauften, die sie zugleich von denen der Konkurrenten unterschieden, auch eine solche Niesenlinie wie die Kenyon Klangähnlichkeiten vermeiden müßte, besonders in den Endungen.

— Nehmen Sie z. B., sagte er zu Herrn Roth, der zerstreut zuhörte, nehmen Sie Cunard; alle enden sie auf ia; White Star auf ic und die American Linie hat Städte — City of New York, City of Paris. Da nun die Union Linie aufgehört hat, so meine ich, die Kenyon könnte alle ihre Namen auf on enden lassen — oder wie, Mr. Roth?

— Es wäre eine Idee, sagte der Frachtagent.

Herr S. Tenney Ranch schien seltsam erhibt, ja, geradeberaus gesagt, ein bißchen betrunken. Er kante an ein paar Pfefferminzpastillen; aber ein warmer Whiskyduft mischte sich nichtsdestoweniger in das Konfektaroma. Seine Nasenpitze war gerötet, und die Augen glühten wie zwei Karfunkel. Je mehr Blätter von dem Block des Wandkalenders abgerissen wurden, der — in einer Nekung nach Wylie, Royal Academy — das neue Schiff der Linie zeigte, desto mehr Verdammungsschnäpfe führte Herr Ranch sich schon zum Frühstück zu Gemüte. Und die übrigen Agenten der Linie fingen an, sich zu scheuen, in ihrem gemeinsamen Klub mit ihm zu dinnieren.

— Ein großes Auto! sagte Herr Ranch und sah zum Fenster hinaus. Vermutlich reiche Leute aus dem Süden, die sich ihre Willette schon hier voransbestellen wollen. — Swanson! Sorgen Sie dafür, daß die Fahrpläne bereit liegen!

Herr Roth sah durch die Tür in die Halle. Er hatte vor seinem Platz aus einen besseren Ueberblick; und plötzlich fuhr er zusammen. Er nickte dem Passagierchef lächelnd zu und ging langsam in seine eigene Abteilung. Die Schrankenpforte öffnend, sagte er:

— Bendel, stellen Sie die Ventilatoren ein. Sie machen zu viel Lärm.

Helge drehte die Fähne ab und das Gesumme in dem großen Raum verstummte. Ein ersterbendes Sausen wie von Zugvogelschwüngen schwand mit der letzten Schraubendrehung dahin.

Born war die Tür weit aufgerissen worden von einem Diener in Reife-Galbzivil; man hätte ihn ebenfogut für einen Privatdetektiv halten können. Durch den hohen Eingang kamen vier Herren. Drei von ihnen waren in gewöhnlichem, hellem Sommeranzug und fesselten die Aufmerksamkeit weiter nicht; sie erschienen wie Kammerherrn des Bierens. Der eine von ihnen stürzte vor und löste den Diener ab, indem er selbst die Tür offen hielt. Die anderen bildeten Spalier. Derjenige, der auf diese Weise seinen Einzug hielt, war dafür um so aufsehenerregender.

Es war ein Mann von etwa fünfunddreißig; vielleicht etwas mehr; aber so ungewöhnlich hochgewachsen, lang und schlank, daß allein die Figur auffiel. Trotz seiner Magerkeit war er breit in den Schultern, und etwas Sportmäßiges lag über der ganzen Erscheinung, das an Tennisplätze und Golfelder gemahnte. Seine Kleidung war ebenso auffallend. Es war eine raffiniert ausgedachte Studie in Schwarz und Weiß. Die Beinleider waren aus dünner, cremeweißer Wolle, hoch über den Knöcheln aufgetrenpelt; ein dünner, schwarzseidener Strumpf war dazwischen sichtbar. Sie waren so gut gepreßt, daß auch nicht die Spur einer Falte nach der langen Reise zu sehen war, und saßen, wie alle übrige Teile des Anzugs, wie angegossen. Das schwarze, doppelreihige Jackett hatte etwas Jachtmäßiges in Schmitt, Kragenumschlägen und Sitz der Knöpfe. Aus einer Brusttasche hing ein langer, schneeweißer Taschentuchzipfel mit breiter, dunkelblauer Kante. Aber das Auffallendste war das Hemd, das tiefschwarz war, bis hinab zu dem sehr breiten, doppeltgeschlungenen, schwarzen Hüftengürtel aus gewässerter Seide. Der hohe, gestärkte Umlegekragen war ebenfalls schwarz und glänzte wie Zet, hatte aber einen fast unsichtbaren, schneeweißeren Überrand. Die weißseidene Krawatte ging in eleganter Vogelschweifform bis unter den Gürtel hinab, und in dem breiten Knoten steckte eine goldene Nadel, mit einer Perle, so groß wie ein Schwalbenei. Der weiche Hut war aus weißem Filz, cremeweiß, wie die Beinleider; das Band war von derselben Seide wie die Krawatte. Um das linke Handgelenk hing eine goldene Kette, und im rechten Auge sah, wie festgewachsen, ein großes Monokel mit Goldrand und biegsamem Bügel, aber ohne Band. Die steif gestärkten Manschetten waren schwarz wie der Kragen, und gleichfalls umgelegt. Die Knöpfe bestanden aus Perlen an dicken Goldketten.

Das Gesicht, das zu dieser Ausstattung gehörte, gab der ganzen Kontrastwirkung in nichts nach. Das Haar war rabenschwarz, selbstverständlich äußerst gut geschnitten und gebürstet, an den Ohren wie mit dem Lineal gezogen. Der kohlschwarze, fast viereckig gestukte Schnurrbart ließ einen weißen Gutrand über der Oberlippe frei. Die Augen, schwarz und unheimlich matt, hatten große, vorstehende, glockenförmige Lider, wie die des Prinzen Edward von Wales, und die große, glänzende Glascheibe des Monokels gab ihnen einen noch starrereren Ausdruck. Aber die Haut in diesem mageren Gesicht mit dem glattrasierten, zu schwächlichen Kinn war von einer seltsamen Blässe fein, wie die einer Frau, und die Sonnenbräune über den Wangen war so leicht, daß der Teint wie durch ein Glas verbrannt schien. Es war ein arrogantes und reizvolles Gesicht, unzuverlässig und unruheherregend.

Im ganzen Kontor war auch nicht ein Angestellter, vom ersten Buchhalter bis zum geringsten Laufjungen, der nicht,

mit einem Stoß in der Brust, gleichzeitig denselben Namen gedacht hätte:

— G. Maitland Wolfey!

Und trotz der Hitze draußen brachte sein Eintritt eine Kälte woge mit sich, unter jeder einige Sekunden lang alle Hände wie im Frost erlahmten.

Einer der Hofsherren, in gelbem, thafiartigem Jacketanzug, beugte sich über den Schaltertisch und sagte anmeldend:

— Mr. Wolfey . . .

Herr Wolfey legte einen sehr dünnen, schwarzen Jaxarandastock mit einer großen, goldenen Krücke auf den Tisch. Darauf sagte er mit starkem Londoner Akzent:

— Mr. S. Tenney Ranch, wie ich vermute? Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Herr S. Tenney Ranch. Wirklich, ich freue mich außerordentlich . . .

Die übertrieben akzentuierte englische Aussprache wedte mit ihren Vokalen und abgehauenen r's ein rollendes Echo im ganzen Lokal. Es war eine klangvolle, schöne Stimme; aber etwas Kaltes, Stolztes, Hochmütiges lag in der Betonung. Herr Ranch eilte hastig hinter der Schranke hervor und verbogte sich:

— Wir warten seit lange . . .

— Ay, sagte Mr. Wolfey. Es war seine Art, das Adverb sowohl wie die Interjektion Ja auszusprechen.

— Und es gereicht dem Chicagofaktor der Linie — der ehrenvollen Linie — zur großen und aufrichtigen Freude, endlich ihren ersten Repräsentanten in den Staaten — im Land der Länder! — begrüßen zu dürfen! Seien Sie uns willkommen, Sir!

— Ay, sagte Mr. Wolfey.

— Wir haben, fuhr Herr Ranch fort und heftete einen unschuldsvollen Blick auf Wolfey, im Lauf eines ungewöhnlich schweren Jahres so manchen Kampf gekämpft, so manchen harten —

— Ay, ay, ay! ertönte es jetzt aus Mr. Wolfey's Mund, so kräftig und Schweigen gebietend, daß Mr. Ranch erschrocken verstummte. Er blickte den Londoner unsicher an, und ein unangenehm kriechendes Gefühl stieg ihm um den Hals und die Nackenhaut empor. Je länger er schaute, desto unheimlicher erschienen ihm Mr. Wolfey's Mienen, und er begann zu zittern wie ein Schaf vor einer Tigerschlange.

— Ay! Wo ist Mr. Roth?

Roth rührte sich nicht aus seinem Sessel. Er hatte sich eine Zigarre angesteckt und wühlte sorglos in einem Bündel Briefe.

— Mr. Roth! schrie Ranch, Mr. Roth! Hier ist Mr. Wolfey.

— So? sagte der Frachtagent und erhob sich langsam.

— Ay, Mr. Roth, grüßte der Generalbevollmächtigte mit einem Nicken, das seine elegante Maske durchleuchtete und von großer Wirkung war.

— Ay — ich freue mich — ganz persönlich und im Interesse der Linie, — Sie zu treffen!

Ranch's Gesicht ward erst aschgrau und dann grün. Auch Roth wechselte die Farbe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rettungsboje.

Von J. W. Rylander.

Jeder Schiffer in der ganzen Schifferflotte draußen bei den Rissen östlich von Island merkte, daß Sturm und Unwetter ernstester Art im Anzuge war. Am diese Jahreszeit ist auch in diesen Gewässern kaum etwas anderes zu erwarten. Es war gegen Weihnachten, oder um genau zu sein, der Sturm begann am 18. Dezember und dauerte fünf volle Tage und Nächte.

Lange wird man sich in mancher Fischerhütte dieser Tage erinnern, und alle, die selbst im Sturm draußen waren, vergehen ihn nie, ausgenommen vielleicht die Zweihundert, die nicht zurückkamen und jetzt seit einem Jahre den ewigen Schlaf schlafen, um einen alten Ausdruck zu gebrauchen. Vielleicht ist für sie Friede und Vergessen auch über die Erinnerung an diesen letzten, schwersten Kampf ihres Lebens gefallen. Wir wissen ja nichts darüber.

Wie gesagt, alle Zeichen eines nahenden Sturmes waren da. Das Barometer fiel tiefer und tiefer fünf Tage lang. Nacht es zuweilen einen kleinen Sprung aufwärts, so war es nur, um sofort um so tiefer zu sinken. Dröhnend standen die Wolken am Himmel, und die See ging schwer mit starker Unterdrückung.

Selbstverständlich hätte man schon früher an Land gehen müssen. Aber jedermann weiß, wie schwer es ist, gerade dann abzubrechen, wenn eine Sache eben anfängt, gut zu gehen. Und der Fischfang,

der den ganzen Monat schlecht gewesen, war jetzt ungeheuer lohnend. Das Schleppnetz war übervoll, wenn es am Schluß der Wache eingezogen wurde, und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie es seinen Reichtum auf Deck ausleerte. Da läßt man es dann natürlich noch einmal herunter und versucht noch eine Wache durchzuarbeiten, und dann abermals eine, bis es endlich zu spät ist. — Da rollt die See herein. Sie zerbricht und zerbricht Stylight und Lufen, wälzt sich hinunter in den Maschinenraum, löscht das Feuer unter dem Kessel aus, wirft das Fahrzeug um, drückt es nieder und geht endlich siegesstolz über die Stelle hin, wo ihr Opfer sank, während die Kämpfenden auf den Wracksplintern rings umher einer nach dem andern zu Gott gehen.

Der Trawler Grimsby von Geestemünde war der erste, der Land suchte. In der Abenddämmerung zogen sie das Schleppnetz ein und konnten glücklich vor Tagesgrauen Anker werfen, d. h. glücklich im Vergleich mit vielen andern. Ein Mann war über Bord gegangen. Es mußte in dem Augenblick geschehen sein, wo das Netz herein geschwungen wurde. Niemand hatte gesehen, wie es zugeing. Es war, wie erwähnt, schon dämmerig, und bei dem schweren Rollen und den überstürzenden Seen hatte jeder genug mit sich selbst und seiner Arbeit zu tun. Vielleicht hätte man ihn auch noch lange nicht vermist, wenn nicht ganz zufällig der Schiffer, der am Rade stand, einen Menschen auf einem der schäumenden Wogenfämme dicht in See gesehen hätte.

Im nächsten Augenblicke hat er die Rettungsboje losgerissen, die an der Barriere neben dem Ruderhäuschen befestigt ist, und wirft sie aus. Er glaubt auch zu sehen, daß der Mann sie erfahrt, und signalisiert Stopp zur Maschine. Unter seinen kräftigen Händen fliegt das Rad herum. Das Fahrzeug dreht sich gegen den Wind und nimmt eine See ein, die das Deck von vorn bis achter überspült, während die elenden Segellappen knallend in Felsen auseinander springen, und der Dampf zischend aus dem Ventil gepreßt wird. Man stürzt nach dem Boote. Man steht klar mit Taunenden und Bojen, man starrt und späht. Alles, was nur möglich ist, tut man.

Und endlich läutet der Telegraph: Volle Kraft vorwärts. Das Fahrzeug fällt ab in seinen Kurs. Es ist entsetzlich, dieses „volle Kraft vorwärts“, während er dort kämpft, ruft, ruft, bis die See ihn fast ertötet.

Er hält sich fest an der Rettungsboje. Sie ist groß und neu und trägt ihn leicht. Sicher ist noch Hoffnung. — Das Fahrzeug manövriert wohl nur, um wieder zurückzukommen. Ein anderes Schiff war ihnen ja nahe gewesen, als sie angingen, das Netz einzuziehen. Die ganzen Sandbänke liegen voll von Fischen. —

Noch einmal sieht er das Licht von der Laterne im Großtopp. Nur für einen Moment blinkt es auf, und das ist das letzte, was er sieht. Aber noch fühlt er nicht die eisige Kälte im Wasser. Er merkt nicht, wie in jeder Minute die See über ihm zusammenschlägt.

Endlich fangen die Delfleider, die bis dahin wie eine einzige Luftblase gewesen waren, an, ihn zu beschweren. Vergeblich sucht er sich davon zu befreien. Die Finger vermögen nichts mehr auszurichten, sie sind gleichsam erstarrt bei dem Griff um die dünne Leine an der Boje. Könnten nur die Hände festhalten, da wäre vielleicht Hoffnung! Die Boje würde ihn lange oben halten. Aber nun will sie einmal über das andere ihn entgleiten.

In einem Niemen um die Delfsacke hat er sein Messer. Er zieht es heraus und schneidet eine Öffnung in den Rand der Rettungsboje. Er bohrt die linke Hand in die Korfküllung hinein. Das ist eine Erleichterung, statt des Haltens von dem Taustrapp, der in die Haut einschneidet. Tiefer gräbt er die Hand hinein. Als er auch einen Schnitt für die andere Hand machen will, gleitet ihm das Messer aus den erstarrten Fingern.

Jetzt fühlt er, daß er kalt ist. Wie entschließ schwer werden ihm auch seine Kleider! Er sinkt immer tiefer, sinkt. Krampfhaft hält die eine Hand noch den Strapp an der Boje. Es ist, als vermöchte keine Gewalt mehr diese Hand zu öffnen.

Die Rettungsboje legt sich auf die Kante, indem sie herabgezogen wird. Bald aber schießt sie wie befreit heraus an die Oberfläche. Der Sturm erfahrt sie, wirbelt sie herum auf dem zischenden Kopf einer Welle, hebt sie auf gegen die Wolken und wirft sie endlich tief hinab in ein Wellental. In Schaum gebettet wird sie hier gewiegt, dann abermals in die Höhe geworfen, von einer neuen Woge erfahrt, und so geht es in wirbelndem Sturm von Welle zu Welle tagelang.

Endlich erfahrt ein kräftiger Strom sie, und nun wird sie Wogen hindurch bald nach Norden, bald nach Osten getrieben. Sie hätte in einem der herrlichen norwegischen Fjords landen können. Aber noch ist sie leicht genug, um einem Sturme Windfang zu geben, der sie nach Westen schießt. Bald begegnet sie dem Dreibeise.

Eine Welle hebt sie auf einen Eisfuß, und als die Scholle unter Strachen und Tojen mit einer andern zusammenprallt, ist die Boje nahe daran, zu zerbröckeln. Die weiße Farbe wird abgeseuert. Geestemünde, was in großen, roten Buchstaben gemalt ist, wird fast unleserlich, und Grimsby bis auf den letzten Buchstaben ausgelöscht. Es wird eine gefährliche und granzige Fahrt zwischen entsetzlichen Eisschrauben unter flammendem Nordlicht. —

Endlich ist die Polarnacht vorüber. Es wird Frühling, und wieder kommt Leben in die Eisgilde. Alken, Löwen und Labben lassen sich neben der Rettungsboje nieder, und als sie merken, daß es ein toter Gegenstand ist, haben sie neugierig hinein. Eines Tages streift sie während ihrer Fahrt eine große, alte Klapp-

müde, die auf dem Wasser ihr Mittagsschlafchen hält. Schlaftrunken bohrt diese ihre scharfen Zähne hinein, aber als sie merkt, daß es kein Eisbär ist, taucht sie beschämt unter.

Allmählich ist die Boje immer weiter ins Treibeis hineingekommen. Grönlands schimmernde, eisbekleidete Krüstenberge steigen aus dem Meere auf. Aber die, die so lange die schwere Last eines Mannes mit seiner Not und Angst getragen hat, fängt an, selbst schwer zu werden. Jetzt hebt sie sich gar nicht mehr über das Wasser. Und da geschah es, daß eines der Jangboote von der guten Eismeerichute Polaris sie eines Tages im Mai, fast bereit zu sinken, findet und mit an Bord nimmt!

Da liegt sie im Sonnenschein auf der Großlufe, als meine Wache auf Deck kommt. Fast mit Ehrfurcht betrachten wir alle sie. Tief beklagen wir sein Geschick und denken auch an die Seinigen, vielleicht eine Frau und viele Kleine, — vielleicht eine Braut!

Noch glauben wir die Merkmale seiner linken Hand zu sehen, die ein tiefes Loch in die feste Korfkühlung gegraben hat. Der Schnitt, den er mit der anderen Hand hat machen wollen, ist nur ein paar Zoll lang. Hier fiel ihm das Messer aus der Hand. — Wir sehen, wie das Eis die Boje in seine entsetzliche Umarmung geschlossen hat, wie es feilte und schabte, um die Farbe auszulöschen; sehen, wie die gefräßigen Eismeerbögel in die roten Buchstaben hielten, die sie wohl für geronnenes Blut hielten. Da sind auch die Spuren von den Zähnen der Klappmütze. Ohne Frage war es eine solche und nicht ein gewöhnlicher Seehund. Kein anderer Seehund auf der ganzen Welt würde diese Zeichen seiner Zähne hinterlassen. Da stehen sie deutlich, diese vier kleinen Grübchen zwischen den Löchern der grausamen Eckzähne des Obertiefers, und zwei kleine Vertiefungen zwischen den Merkmalen der Eckzähne im Untertiefer. Es ist, als läse man zierlich mit Feder und Tinte geschrieben auf der Etikette in einem Museum: „Klappmütze, Cystophora cristata.“

„Es ist doch gut, zu wissen, daß er es nun schon lange überstanden hat,“ sagt der Schiffer, der mit uns anderen davorsteht.

„Und für die dabei,“ füge ich hinzu.
 „Vielleicht war es für sie am schwersten, ja,“ sagt er ernst.
 „Ich entsinne mich noch, wie es war, als mein Vater und zwei meiner Brüder eines Jahres fortblieben bei der Winterfischerei. Das war ein trauriges Weihnachtsfest. — Aber mit der Zeit wird ja alles leichter,“ fügt er hinzu. „Man vergißt.“ —

Neue Erzählungsliteratur.

Hans Hyan: Lehrer Matthiesen. (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin.) Hyan gehört zu den sympathischen Kämpfern gegen die schreienden Mißstände in unserer Rechtspflege und Straßverfolgung. Er sieht, wie alle tiefer Schauenden, den Verbrecher in erster Linie als ein Produkt unglücklicher wirtschaftlicher Zustände und Zusammenhänge, als Opfer der Gesellschaftsordnung, als Verirrte oder Abnorme. Und er betrachtet das moderne Folterwerkzeug der Untersuchungshaft als Massenjustiz, unfähig, auch nur einen Verbrecher der Gesellschaft zurückzugewinnen, wie das Zucht-Haus auch der zweckloseste Aufenthalt für Abnorme ist. Hans Hyan ist somit gewissermaßen ein deutscher Miniatur-Galsworthy. Im Lehrer Matthiesen versucht er einen Schulkassell eines Justizirrtums, der beinahe einen edlen Menschen gebrochen hätte, zu schildern. Dieser Lehrer ist Idealist vom reinsten Wasser, ein treuer Pflichtenmensch mit weicher Kinderseele und dazu bewußter Pädagoge seiner sittlichen und sozialen Ueberzeugungen. Des Lebens schwarze Stunde kommt über ihn. Er wird verdächtigt, die Scheune seiner Frau, die ein ordinärer Charakter, eine verschlagene Lügnerin ist, angezündet zu haben, um die kurz vorher erhöhte Versicherungssumme einzustreichen. Die Indizien sind gegen den Unschuldigen. Durch ein Alibi könnte er sich retten. Aber leider lag Klaus Matthiesen in der fraglichen Nacht im Arm der Frau seines besten Freundes. Die einzige Sünde seines sonst so reinen Lebens. Um der Geliebten willen also schweigt er, als sein Alibi gefordert wird. Er wird verurteilt und schmachtet unschuldig ein Jahr in dem furchtbaren Hause, bis ihm endlich die Befreiungsstunde schlägt. Die Verwirrungen des Lebens versucht Hyan neben dem vernichtenden Komplex: Zuflüß bloßzulegen, und wäre ihm nicht bei der Schilderung des humanen Anstaltsdirektors und des Geistlichen zu viel Sentimentalität entfahren, so dürfte schon um der guten, freien Prosa willen, das nachdenkliche Buch eine starke Wirkung auslösen mit seinen scharf umrissenen Kontrasttypen aus dem sozialen Kampfleben unserer Zeit und den heiligen Imperativen, die den Menschen der Pein, in diesem Falle dem Gericht überliefern.

Gustav Meyrink: Des deutschen Spießers Wunderhorn. (Verlag A. Langen, München, 3 Bde.) Die vorliegende Gesamtausgabe der Meyrink'schen Novellen umsofort auf einige neuen Arbeiten die früheren Novellen Sammlungen: Wachsfigurenkabinett, Orchideen, Der heiße Soldat, dazu die beiden famossten Parodien Jörn Nöl und Hilligenlei auf den weidlich über-schänten niederdeutschen Pastoren-Marliit-Frensen. Man überblickt also Meyrink's bisheriges Schaffen und hat an diesem originellen Philisterräuber und phantastischen Kopf reinere Freude, als etwa an G. H. Ewers oder Scherbert, seinen geistesverwandten Kopisten. Schon weil Meyrink reicher und umfassender ist und seinen Visionen ernsthaft gegenübersteht, die weil die anderen mit ihren exzentrischen Gesichtern spielen. Meyrink's Muse ist gewissermaßen Weltanschauung.

In der Literatur steht er gestempelt da als eine Art moderner Pof. Aber das Graufig-Dämonische, sein bekanntes Wachsfigurenkabinett, angefüllt mit Mördern, Selbstmördern, gigantischen Verbrechern, Rosenkreuzern, Leichen, Sabiten, Indern, Fatiren, Brahmanen, Sternguiden, Nachtwandlern, Albinos, Anatomen, Magiern, Sezierten und künstlich belebten Geispeniern, seine Freude am Exzentrischen, Berrückten, Grauenvollen ist ja nur eine Seite, die Nachtseite seines künstlerischen Wesens. Mit sprungbereiten Sinnen durchläuft er die Geheimmisse unseres von Räteln umgebenen dunklen Lebens. Er sucht überall Schatten, wie um gewisse Nachtstunden die seelenlosen Schemen der abgestorbenen Himmelskörper lebensgierig sich in das Reich der Sichtbarkeit schleichen und durch fremdartig zögerndes Gebärdenpiel, das ein unbestimmtes Grauen weckt, Verständigung tauschen. Diesseits gerichtete Menschen wird der Hoffmanneske, Pochaste transzendental-phantastische Meyrink weniger anziehen, als die „Tageite“ seines Talentes: seine glänzende Begabung im Ironisch-Humorvollen. Hier hat er eine ebenso starke persönliche Art. Es ist ein galliger Bodensatz in seiner oft sozialen Satire, gewiß, aber die komisch-trochene Art des Vortrags, seine fühl-berächtigliche Steyfis in der Karikierung gewisser Kasten, Bonzen und Snobs lassen doch stets bei seinen witzigen Ein- und Ausfällen, bei seinen scharfgeschliffenen Pointen ungemischte Heiterkeit aufkommen. So z. B. wenn er in einem schauerlich grotesken Rahmen plötzlich die nach Varchent und Wochenbett duftende, von Th. Th. Heine und Gulbraun so oft mit klassischem Stiff festgehaltene Pastorenweibche als eine glattegeheilte lächliche Wetthäsin mit blauen Gänseaugen erscheinen läßt usw. Neben den köstlichen Satiren und tollem Geispenieripul stehen ein paar pessimistische Reisebriefe über Montreux und Prag, an denen Heinrich Heine, der immer noch unerreichte satirische Reisebriefschreiber, sicherlich seine helle Freude gehabt hätte.

Gerhard Dudama Knoop: Unter König Max. Münchener Roman. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Gott sei Dank einmal kein moderner Münchener Maler- und Literaturroman, Marie Schwabing, sondern Lebensbilder aus dem vormärzlichen München der 60er Jahre. Vermochte Knoop in seinem vielgelesenen Roman „Die Hochmögenden“ das Weltbild vergangener holländischer Zeiten aus starker Innerlichkeit wieder aufleben zu lassen, so bleibt er hier äußerlicher und arbeitet auf Alt-Münchener Boden fast mit den kunstlosen Farben und Fingern Alt-Münchener Bilderbogen. Ein geschickter Genremaler, der aus lauter Episoden und Kleinram dennoch scharf die ganze Zeitepoche des „guten Bürgerkönigs Max II.“ zusammenschiebt, unter dem die baumwollenen Bürgertugenden befaunlich im höchsten Flor standen und die alt-bajubariischen Dauernschädel im großen Bierdorf an der Isar zu rumoren begannen über die unbequeme Invasion der „Nordlichter“. Die norddeutsche Geistes-kultur, vertreten durch Maler, Architekten, Musiker, Philosophen und Dichter hatte an der schraggeitigen, Sanssouci nachgeahmten „Tafelrunde“ des Bürgerkönigs ihren einflussreichsten Sitz. Dieser „Müsenhof“ und die „Triasidee“, die Einigung der deutschen Mittelstaaten unter Bayerns Führung war das künstlerisch-politische Steden-pyfer, auf dem sich Max II. nach Herzgenlust tummelte, bis der „Romantiker auf dem Thron“ ihn 1864 ablöste. Knoop schildert diese ganzen nicht nur für Münchener interessanten Verhältnisse, bei aller Mächtigkeit des Chronisten, doch recht anschaulich, wobei ihm eine von allem Schwallst freie Sachlichkeit der Sprache unterfließt. Gibt informierende Einblicke in die damaligen verchiedenen Münchener Gesellschaftsklassen, wie der dem demokratischen König müßigst gesumte Adel, die Beamtenchaft, die Bschorr- und Leißbräuphilister, die Handwerkergelesen usw. das Stedenpyfer-Spagierenreiten des dicken Max kommandierten.

Mit unverfälschter Plastik, die zuweilen an Josef Ruederer erinnert, werden die Typen der Nach-Wiedermeierzeit lebendig und der Leser hat wieder einmal, was er so gern tut, „durchs Schlüsselloch“ geguckt und eine Weile ganz unterhaltsam und orientierend eine abgelebte Zeit mitgelebt.

Walter v. Molo: Im Titanenkampf. Ein Schillerroman. (Verlag Schuster u. Löffler, Berlin.) Ein Weihnachtsbuch möchte ich diesen Roman nennen, der das Chronistische durch ein eigenes Ich sieht. Walter Molo brachte im ersten Teil seines Schillerromans „Im Menschengut“ des Dichters Jugenderlebnisse bis zu seiner Flucht. Aber es waren auch hier meist die Begebenheiten, das Konkrete, was fesselte, es war das Abstrakte, möchte ich sagen, das Erschließen, Begreifen und Darstellen physischer und geistiger Faktoren im Leben Schillers, womit der feurig in seinem Stoff lebende Autor mit Schwung und einer Art Prophetenrausch seinen geliebten Dichter dichterisch verbandete. In gleicher Gehobenheit, man könnte es ganz gut Ekstase nennen, geht der Verfaßer hier im zweiten Teil, im Titanenkampf Schillers Wegen nach, des Heros' Stolz und Menschenwürde in jeder Situation und Konfrontation in einem Leichten spiegelnd. Wir treffen Herder, Margarete Schwan, die begehrlische Charlotte von Kalb, die Familie Lengfeld, jede dieser Gestalten in einer Kristallisation, in der das Wesentliche ihres Menschentums verdichtet ist. Das Wort verdichtet ist auf Walter von Molo in mehrteiligem Sinn anzuwenden. Er verdichtet, das heißt konzentriert und kondensiert seinen Stoff nicht nur auf die Spürbarkeit einer Atmosphäre hin, er verdichtet ihn auch, indem er die eigene Poetenseele mit hinzugibt und so vielleicht im Dichterischen zu subjektiv wird und Schillers Innenleben nach seinem persönlichen Empfinden ummodelliert, umdichtet oder verdichtet. Dieses rajlose Steigern jedweden Geschehens ins Er-

leben bedingt wohl auch die Superlative der Sprache Molos, nur diese Hingabe an Schillers Adelsmenschenhum bedingt wohl auch die leise Parteilichkeit, mit der der Autor Goethe sieht. Bis zur Bekanntheit Schillers mit dem großen Altmeister auf Weimarer Boden geht das Buch. Der Olympier wurde noch nicht von den Flammen Schillers entzündet. Der dritte Band: Den Sternen zu wird die weiteren Phasen im Leben Schillers behandeln.

Strobl: Eleagabal Kuperus. (Verlag Georg Müller, München. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande.) Diese neue Arbeit Strobls hat viel Beachtung gefunden. Die Kritik, gern überschwänglich, priest den Roman als „ein Dichterwerk von Jules Vernes Phantasieähnlichkeit“, ja als den „phantastisch-topistischen Roman des Maschinenzeitalters“. Strobl, der seinen Kiehlchen ebenso gut kennt wie Maeterlinck und Verhaeren, hat den Kreis seines Wollens hier allerdings mit rasendem Zirkel ungeheuer weit geschwungen. Was ihm vorlief, war ein großes Weltspiegelbild aller aufbauenden und zerstörenden Kräfte in phantastischer Romanform. Und aus den beiden Extremen, den idealen, weltfremden „Sternguckern“ und Lichtsuchern hier und den mammonistischen Vampyren und Ausbeutern des Menschengeschlechts dort, sollte der Sieg des reinen Menschentums auf der Basis des gezeichneten, der befreiten Ordnung im Gesellschafts- und Einzelleben dienenden Individuums als letztes Ziel alles Seins, aller Arbeit und alles Genusses hervorgehen. Nur ergibt es eben Strobl wie vielen vor ihm und mit ihm: die Höhen und Tiefen des Menschseins malt er mit aller Kraft und Blut eines exzentrisch überhäumenden Dämonismus aus. Beim reinen, salbigen Menschentum kommt er nicht über Phrasen und Klischees, Konvention hinaus. Der Bluthauch, der von dem ungeheuer Bezug — eine Art menschenfressender Moloch, das Symbol der Kapitalkonzentration in einer Person — auströmt, packt den Normalsterblichen ebenso sicher, wie die geschlechtliche Maserei seiner sauberen Tochter ihn ligelt, die zuletzt als erschöpfte Tribade im Tigertäglich öffentlich Selbstmord begeht. Der eigentliche Held aber bleibt ein nebelhaftes mit Theorie belastetes Schwemmen und wird nie eigentlich Gestalt. Bleibt immer eine Wortfigur. So wird man Strobls Roman mit atemloser Host durchpfeifen, wird mitschwimmen in der bunten Fülle von sensationellen Geschehnissen, aber das innere Gesicht des erhofften Weltbildes zerfließt in der Brandung exzentrischer Visionen und es bleibt die Wirkung etwa eines — Films. J. V.

Kleines feuilleton.

Röntgenstrahlen und Struktur der Materie.

Für den Physiker ist es jetzt eine Lust zu leben. Dinge, um die man sich seit Jahrtausenden müht, finden ihre Lösung. Vor zwei Jahren überraschte uns der junge deutsche Physiker Laue durch den strikten experimentellen Beweis, daß die Materie, der Stoff, tatsächlich aus Atomen besteht. Er bewies es an solchen Stoffen, die einen besonders regelmäßigen Bau besitzen, an Kristallen. Aber nicht das allein war die Frucht seiner Arbeit, er löste vielmehr gleichzeitig eine ganze Reihe physikalischer Probleme, darunter auch die Frage nach der Natur der Röntgenstrahlen und die nach dem Bau der Kristalle.

Der französische Physiker Bravais hatte vor sechzig Jahren die wissenschaftliche Vermutung aufgestellt, die Kristalle seien in ganz bestimmter, auch in ihrer äußeren Gestalt zum Ausdruck kommenden Weise gebaut. Er schrieb ihnen einen netzförmigen Aufbau zu; in den Maschen des Netzes sollten die Moleküle, die kleinsten chemischen Teilchen des Körpers liegen, zwischen ihnen nichts. Zu dieser Vermutung fielen zwei Voraussetzungen, einmal die, daß die Kristalle wie der Stoff überhaupt aus kleinsten isolierten Massenteilchen zusammengesetzt seien (Molekulartheorie), und zweitens die, daß sie die erwähnte Anordnung besäßen. Die Molekulartheorie fand in zahlreichen physikalischen und chemischen Erscheinungen eine feste Stütze, bewiesen wurde sie erst durch Laue, als er die Kristalle mit Röntgenstrahlen durchleuchtete und diese Bilder photographisch aufnahm. Es ergab sich, daß die Kristalle einen gitterförmigen Aufbau besitzen, an denen die Röntgenstrahlen physikalische „Beugung“ erleiden.

Wie der Schall, so geht bekanntlich auch das Licht um Ecken, nur um entsprechend kleine Ecken, und die dabei auftretenden Erscheinungen werden als „Beugungsercheinungen“ bezeichnet. Man hat ehemals durch die Lichtbeugung den Beweis geliefert, daß das Licht eine Wellenbewegung ist, und derselbe Schluß ergab sich aus Laues Versuchen. Die Röntgenstrahlen verlaufen in Wellen von allerdings so feiner Natur, daß sie nur rund den tausendsten Teil so lang sind wie die Lichtwellen, also nach Beugungsmitteln Millimeter messen! Dieser Nachweis ließ sich bisher auf andere Weise nicht führen, und allein diese Feststellung wäre eine bedeutende physikalische Leistung. Laue hat diesen ganzen Komplex von Problemen mit einem Schläge gelöst und es beginnt sich eine neue physikalische Disziplin anzubahnen, die eine ähnliche Stellung einnimmt wie die Spektralanalyse des Lichts. Diese hat uns bekanntlich zu den wichtigsten Erkenntnissen und praktischen Erzeugnissen geführt. Wir verdanken ihr nicht bloß die fabelhafte Entwicklung der Farbenindustrie, sondern eine fruchtbare Rückwirkung auf alle möglichen Gebiete. Die Metalltechnik hat davon ebenso profitiert wie die

Astronomie usw. Man wird auch von der Röntgenspektalanalyse eine wahrhafte Befruchtung der Wissenschaft wie der Technik erhoffen dürfen.

Es ist nicht möglich, im Rahmen eines kurzen Referates über den Vortrag, den Laue am Mittwoch in einer Veranstaltung des Wissenschaftlichen Vereins in der Urania hielt, die hier auftauchenden hochinteressanten Fragen zu erörtern, noch auch eine richtige Darstellung der Probleme zu vermitteln. — Laues Vortrag war inhaltlich sehr gut, er zeigte aber schlagend, wie man solchen Vortrag vor einem Laienpublikum nicht halten darf. In übergroßer Bescheidenheit nannte sich Laue nicht einmal als Urheber der neuen Erkenntnis, so daß der meisten Zuhörer gar nicht zum Bewußtsein kam, warum gerade Herr Laue diesen Vortrag hielt. Worauf es ankam, konnte nur der erkennen, der den Stoff beherrscht, und das darf man eben in einem öffentlichen Vortrage nicht allgemein voraussetzen. F. L.

Technisches.

Die Talsperre des Mississippi. Die Zahl der Wasserkraftanlagen großen Umfangs, die in den letzten Jahren in allen Teilen der bewohnten Welt gebaut wurden, ist so groß, daß eine technische Zeitschrift kürzlich bemerken konnte, es müßten heutzutage schon 150 000 Pferdekkräfte erzeugt und mit einer Spannung von 100 000 Volt übertragen werden, ehe ein derartiges Unternehmen internationales Interesse beanspruchen könnte. Die im folgenden beschriebene Anlage erfüllt und überschreitet mit einer Leistungsfähigkeit von 300 000 Pferdekraften und einer Fernleitungsspannung von 110 000 Volt diese Grenzen ganz erheblich.

Eigentlich ist es merkwürdig, daß bis jetzt der Mississippi seine gewaltigen Wassermengen dem Atlantischen Ozean zuwätzen konnte, ohne daß die darin enthaltene ungeheure Energie irgendwie ausgenutzt wurde. Die Projekte von Talsperren im Mississippital sind freilich alt und zahlreich, aber sie scheiterten alle an der Ungunst der topographischen Verhältnisse. Das Gefälle des Flusses ist meistens sehr gering und das Gelände des Tales so niedrig, daß jede Erhöhung des Wasserspiegels durch eine Sperrmauer die Ueberflutung einer großen Fläche landwirtschaftlich äußerst wertvollen Landes zur Folge haben würde. An einer einzigen Stelle fallen beide Schwierigkeiten weg, das ist kurz oberhalb der Einmündung des Des-Moines-Flusses, bei der Stadt Moulut im Staate Iowa. Das Gefälle beträgt hier auf einer Strecke von 20 Kilometer etwa 7 Meter, und das Tal ist auf beiden Seiten von Hügeln ziemlich eng begrenzt. Hier ist denn auch im vergangenen Monat die nunmehr größte Talsperre der Erde fertig geworden. Quer über den Fluß zieht sich der aus 119 Vogen bestehende Staueidamm, der mit seinen Uferverankerungen fast 1,5 Kilometer lang ist. Um einer Unterwaschung vorzubeugen, ist er etwa 1 Meter tief in das aus harten Kalkfelsen bestehende Flußbett eingelassen, in dem er überdies noch alle 4—5 Meter durch Stahlstangen verankert ist. Durch den Damm, der eine Höhe von circa 8,1 Meter über dem normalen Wasserstand hat, wird das Wasser des Flusses auf etwa 100 Kilometer hin aufgestaut.

Die im Gefälle enthaltene Energie wird durch 30 Turbinen von je 10 000 Pferdekraften in elektrische Energie verwandelt, die bis jetzt zum größten Teil mit 110 000 Volt Spannung nach St. Louis transportiert wird. Die Welle der Turbinen steht, wie das bei solchen Anlagen gewöhnlich ist, vertikal, während die Maschinen, die wir sonst in Elektrizitätswerken zu sehen bekommen, meist horizontale Wellen haben. Die erstere Ausführung bedingt, daß das ganze Gewicht des rotierenden Teils — circa 360 000 Kilogramm! — von einem einzigen Lager, dem sog. Sperrlager, getragen wird. Die eigentliche Trägerin dieses riesenhaften Gewichtes ist aber eine dünne Oelschicht, die unter einem Druck von 645 Atmosphären steht und sich zwischen dem festen und dem beweglichen Teile des Lagers befindet. Dadurch wird eine allzu große Reibung und Erhitzung der Lager vollständig vermieden.

Der Bau der Anlage ist in typisch amerikanischer Weise ausgezeichnet organisiert, um möglichst an Menschenarbeit zu sparen und die Fertigstellung der Zentrale nach Kräften zu beschleunigen. Ganz in der Nähe der Anlage waren für die Bauzeit große Büreaus errichtet. Für Telefon- und Telegraphenanschluß war im weitesten Maße gesorgt. Stenographen und Schreibmaschine standen überall zur Verfügung, umfangreiche Werkstätten wurden errichtet, in denen nirgends Kranbetrieb und Eisenbahn fehlte. Beim ganzen Bau ist kein einziges Pferd verwendet worden.

Ebenso bemerkenswert wie die Ausführung ist auch die Gründung und Finanzierung des Unternehmens. Mit wissenschaftlicher Sorgfalt sind alle für das Gelingen in Betracht kommenden Faktoren berücksichtigt worden. Namentlich unnützlich die Möglichkeit, den erzeugten Strom zu verkaufen. Die Lage der Zentrale in der Nähe so großer Städte wie St. Louis und Chicago, in der Mitte des reichen Mississippitales ist dafür ja äußerst günstig. Es wird versichert, daß der Verwaltung von jedem Industriellen in mehreren hundert Meilen Umkreis bekannt gewesen sei, ob er als künftiger Konsument von Strom in Frage kommen und wie groß sein Bedarf sein werde.